

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 105 (1979)
Heft: 30

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

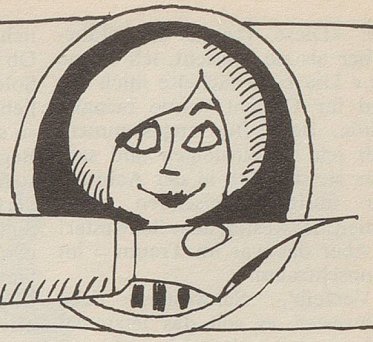
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Sorgen und Lilien

Es ist ein erfrischender Gedanke, dass man sich plötzlich in den Gegenstand seiner unnützen Sorge verwandeln könnte. Herr X, Frau Y und ich, wir würden uns eines Morgens beim Erwachen in einem verbeulten Kotflügel, in einem unerschwinglichen Pelzmantel und in einer Steuererklärung wiedererkennen müssen. Für die Umgebung hätte sich damit zwar wenig geändert. Herr X wäre ja längst an den Weltinhalt Auto, Frau Y an das Lebensziel Pelzmantel gewöhnt gewesen, und meine Familie wüsste auch schon, dass das Ausfüllen einer Steuerklärung

Mamas Möglichkeiten überstiegen hatte. Aber die unmittelbar Betroffenen wären plötzlich gezwungen worden, über sich selbst nachzusinnen oder einen neuen Mittelpunkt, eine neue Nabe für ihre Gedankenräder zu suchen.

Spass beiseite! Wir gehen doch viel zu sorglos mit unseren Sorgen um! (Ich meine jetzt nicht die echten, vom Schicksal als Aufgabe auf unseren Weg, auf unsere Schultern gelegten. Ich meine die unnützen, selbstgebastelten, eigentlich unwürdigen.) Was uns bewegt, prägt uns. Wir tragen den Inhalt unserer Gedanken im Gesicht, im Schritt und in der Stimme, ein Grund, die Wahl unnötiger Sorgen keinem Gegenspieler, keinem Macht-

haber und keinem Geschäftemacher zu überlassen.

Mir ist letzthin im Sorgenabschütteln ein kleiner Sieg gelungen. Ein Anlass stand bevor, ein Anlass, mich vor Leuten vorbeugen zu müssen. Ich verdrängte den Gedanken, dass mein Kleid dabei das Wichtigste wäre, dass meine Tochter beim Theaterspielen mein einziges «Langes» zerrissen hatte – sie war damit unter die Räuber gefallen – und dass ich mir zu jener Zeit unmöglich ein neues kaufen konnte.

Ich tat fast die ganze Woche so, als lebten wir noch im Paradies, oder ich memorierte den tröstlichen Satz, dass jeder Tag genug an seiner eigenen Plage habe. Darum fühlte ich mich wohl bis Freitag nachmittag. Ge-

rade als ich begann, mich vom Freiheitsgefühl der Bergpredigt («Sorget nicht!») zu entfernen, rief eine Freundin an. Sie hatte Lust, einen Tag der offenen Kastentür abzuhalten und bot mir ihr schönstes langes Kleid an, ein fliederfarbenedes, ohne dass ich sie darum gebeten hatte.

Ich schenkte ihr dafür eine Reclam-Ausgabe von «Kleider machen Leute» – seither nennt sie mich Gräfin Strapinski – und schrieb die herrlichen Worte aufs billige Papier: «Betrachtet die Lilien des Feldes, wie sie wachsen! Sie arbeiten nicht und spinnen nicht; ich sage euch aber, dass auch Salomo in all seiner Pracht nicht gekleidet war wie eine von diesen.» Christa

Schwester, liebe Schwester

Jetzt, im Sommer, kommen die grossen Reiseautos wieder von

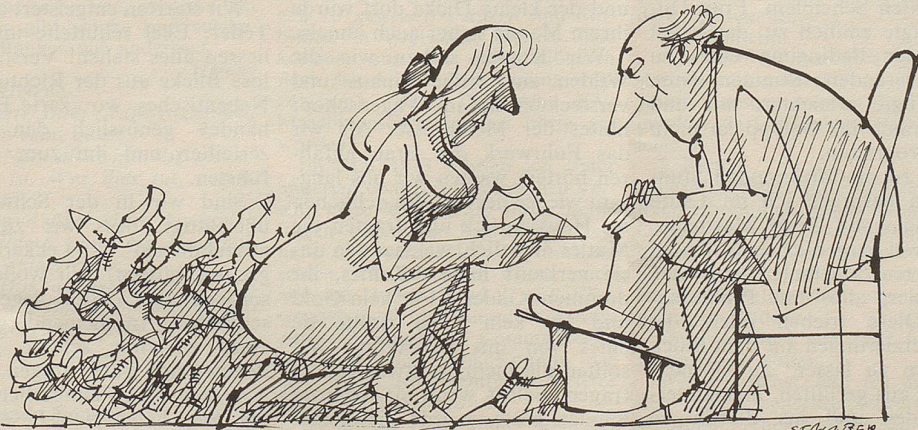
überall her in unsere schöne Stadt gefahren. Sie parkieren auf «ihrem» Platz und speien die Touristen zu Dutzenden aus. Der Chauffeur verzieht sich in die nächste Gaststätte, und der Reiseführer schleust die Neugierigen

über die Geschäftsstrasse Nr. 1 zur Kathedrale hinauf und von da über die Geschäftsstrasse Nr. 2 zurück zum Bus. Wir haben uns daran gewöhnt, und keiner verzieht mehr eine Miene. Nur eben dieses eine Mal, da kam zualler-

letz, als die Reisegruppe schon gute zehn Schritte weiter war, ein einzelnes Wesen zum Vorschein: unbeholfen kletterte die runde Person die drei Stufen des Cars hinunter, ängstlich schaute sie auf ihre Füsse, die in riesigen Gesundheitssandalen steckten. Die Frau trug ein lila Tricot-Kleid, das unvorteilhaft und verzogen ihre Gestalt umhing. Peinlich der Anblick! Jetzt hatte sie den Boden erreicht und ruderte verzweifelt den andern nach. Die kümmerten sich nicht um sie.

Ich machte meine Einkäufe. Auf dem Heimweg wollte es der Zufall, dass ich der gleichen Reisegruppe wieder begegnete. Sie kam von der Besichtigung der Kathedrale zurück und schritt die breiten Treppen zum Bus hinunter. Hinter den andern die Gestalt in Lila. Nun, da sie hinuntersteigen musste, wirkte sie noch verkrampfter als zuvor. Sie hielt den Kopf weit nach vorne gebeugt, darauf bedacht, nicht auszurutschen und doch die «Ihren» nicht aus den Augen zu verlieren. Die kümmerten sich nicht um sie.

Nachts im Traum begegnete ich der Frau zum dritten Mal. Ich stellte meine Einkaufstasche ab, ging auf die Gestalt zu, gab ihr meinen Arm und sagte zu



ihr: «Diese Treppe ist gefährlicher als sie aussieht, ich kenne sie.» Die Frau lächelte mich an, und ihr Gesicht wurde beinahe schön. Beim Bus angekommen, half ich ihr einsteigen und sah, dass sie dadurch in der Achtung der übrigen Reisenden stieg. Adieu, Schwester, liebe Schwester! Aber das war im Traum – im Wunschtraum.

Verzeih', Schwester, liebe Schwester, es soll das letztmal gewesen sein, dass ich nicht gehandelt habe. *Suzanne*

Vereinsmeierei

Ich weiss nicht, was soll es bedeuten. Im Laufe des Tages habe ich meinen Telefonblock mit den absonderlichsten Mustern vollgezeichnet, und das ist laut Test «Die Wahrheit über Sie» gewiss wieder symptomatisch für eine ganz spezielle Gemütsverirrung, wahrscheinlich eine vereinsmeierische.

Es hatte ganz harmlos angefangen: mit der Anfrage von Frau Marthaler, die für eine der Sprachgruppen des Frauenvereins, französische Konversation näm-

lich, eine neue Leiterin brauchte. Ob ich jemanden nennen könnte? Solche Anfragen zieren jeweils liebliche Präliminarien, wie man so schön sagt. Präliminarien sind Begrüssungsrituale, die gewiss schon die Vorfahren des Neandertalers kannten. Also erkundigt man sich nach Wetterföhligen, Gesundheit und Zeitaläufen, kommt erst nach teuren Impulsen zum Wesentlichen. Ich zeichnete, dieweil Frau Marthaler sprach, zierliche Kreislein auf den Notizblock, in sternförmiger Anordnung, denn ich hatte in bezug auf die gesuchte Französischlehrerin eine Idee.

Hatte mir nicht kürzlich Frau Dupont aus unserem Quartier gesagt, sie versinke nächstens in einem Isolationskoller, denn ihre Kinderchen seien gross und daran, eines Tages in alle Winde zu zerstieben, «vous savez». Sie müsse sofort etwas Sinnvolles tun für die Menschheit, sofort. Ich sagte: «Oui, oui, bien sûr», und versprach, darüber nachzudenken.

Also dachte ich beim Stichwort «Französischlehrerin» freudvoll an Madame Dupont, wählte ihre Nummer und fragte behutsam, ob sie wohl bereit und in der Lage sei, jede zweite Woche eine Konversationsgruppe zu leiten. Behutsam darum, weil man fremdlings ausgebrüteten Lebensrezepten misstraut; kein Wunder, haben sie doch etwas von öden Fertigerichten. Uebrigens erwischte ich Madame Dupont erst beim dritten Anlauf am Apparat. Beim ersten und zweiten vergeblichen Versuch hatte ich sowohl mit Monsieur Dupont als auch mit Mademoiselle Gisèle Dupont gesprochen, was zusammen mit den Präliminarien Gelegenheit gab, den Telefonblock mit leicht nervösen Dreiecken einzurahmen. Erst als ich mit Madame Dupont die sinnvolle Hauptaufgabe und dann die unvermeidlichen, unscheinbaren Nebensachen besprach, zeichnete ich weiter an den Kreislein, fügte sie zu Kristallen, und einzelne verfremdete ich zu exakt diametral angebrachten Scheiblein. Frau Dupont sagte endlich zu, das heisst unter der Bedingung eines zu modifizierenden Stundenplanes. Ich hängte erleichtert auf und begab mich im Galopp an mein Tagesprogramm.

Den zu modifizierenden Stundenplan besprach ich im Laufe des Tages mit Frau Marthaler, nach zwei vergeblichen Anläufen via Herrn Marthaler und Susi Marthaler, alles mit Präliminarien. Diese trieben mich, die Randverzierungen auf dem Block wuchern zu lassen: zu Dornhecken aus gefüllten, ineinandergreifenden und ins Blattinnere züngelnden Dreiecksblitzen. Aber endlich war auch das beredet, so dass ich zurück zur Mitte fand

und meinem Kristall barocke Schleifen umhängte – wie einem Brautbukett im Mai. Wenn man Isolationskoller, Französischgruppe und Stundenplan auf einen Nenner gebracht hat, berechtigt das zu graphischem Jubilieren.

Als ich Frau Dupont jedoch das glanzvolle Ergebnis durchtelefonierte, hatte sie sich die Sache anders überlegt. Anders heisst immer, fast immer, ablehnend. Zweimal sagte sie entschuldigend «vous savez», und natürlich weiss ich nun ganz genau, dass ein Isolationskoller etwas zu tun hat mit einem barocken Schneestern in bräutlichen Schleifen, mitten im Dornestrüpp.

Leute wie du und ich füllen nicht nur unsere Blöcke, sondern auch unsere Tage aus. Es geschieht uns recht, denn vereinsmeiern ist freiwillig. *Tessa*

Es war einmal ...

Unsere Mutter war eine gute Ferkelzüchterin, deshalb kamen immer wieder die gleichen Bauern zu uns, um Säuli zu kaufen. Als ich etwa fünf Jahre alt war, kam eine Bäuerin vom Nachbardorf zu uns und suchte sich zwei schöne Ferkel aus. Während sie in unserer Stube bedächtigt das Geld auf den Tisch zählte, betrachtete sie die Schar Kinder und fixierte eines nach dem anderen. Dann seufzte sie, ja, einen schönen Hof habe sie zu Hause, aber keine Buben und Mädchen, das mache sie traurig. Sie wollte der Mutter am liebsten einen Knaben und ein Mädchen abkaufen. Aber von den Kleinsten, damit sich die Kinder an sie gewöhnen könnten. Wir Kinder starrten die Frau an, als wäre sie die Hexe im Märchen von Hänsel und Gretel. Zu einer meiner kleineren Schwestern, die rundlich war und schwarzes Haar hatte, sagte die Frau, sie würde ihr später am ähnlichsten sein. Ja, und der kleine Dicke dort würde ihrem Manne sicher auch ähneln.

Wir Kinder stoben wie die Wilden zur Stube hinaus und versteckten uns im Wagenschopf hinter der Mostpresse. Als wir das Fuhrwerk der Frau abfahren hörten, wagten wir uns langsam wieder hervor. Wir schlichen ins Haus zurück und fragten die Mutter ängstlich, welches von uns sie verkauft habe. «Keines, ihr dummen Kinder!» Für kein Gold und für kein Land wollte sie eines von uns verkaufen. Wir sollten nie mehr so etwas Blödes fragen. Selbst wenn sie zwanzig Kinder hätte, würde sie keines fortgeben – und dabei waren wir ja nur zehn.

An einem regnerischen Sonn-

tag kam die Frau noch einmal. Sie habe gedacht, dass sie bei solch schlechtem Wetter sicher die ganze Kinderschar antreffen würde. Es war auch so, sogar der Hund und die Katzen freuten sich der sonntäglichen Gemütlichkeit in der warmen Stube. Wir flüchteten nicht mehr, denn wir wussten nun Bescheid. Die Frau flehte unsere Mutter wieder an. Eine derartige Gelegenheit hätten die Kinder nie wieder. Ein so schöner Hof, fast ohne Schulden; sie nehme zwei Kleine an Kindes statt an. Im Herbst kaufe sie den Schützlingen die wärmsten Schuhe, die es überhaupt gebe, auch Butter und Honig bekämen sie genug. Die Frau nahm sogar unser Elseli auf den Schoss, zöpfelte an seinen Haaren herum und verteilte Bonbons unter uns. Später weinte sie und sagte, sie habe ihrem Mann fest versprochen, zwei Kinder heimzubringen. Aber unsere Mutter blieb standhaft. Die Frau klagte, es sei eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, dass meine Eltern fünf Mädchen und fünf Buben hätten, sie hingegen kein Kind. habe.

Immer wieder kaufte die Frau Ferkel bei uns. Einmal brachte sie einen Knaben mit. Unsere Mutter erzählte uns, dass er ein ganz armer Bub gewesen sei, aber in dieser Bäuerin habe er eine gute Mutter gefunden. *Rosel Luginbühl*

Lieben Sie Vögel?

Jedes Jahr entrüsten wir Schweizer uns, wenn in Italien die Vogeljagd beginnt; wir finden sie barbarisch. Nie würden wir diese Tierchen fangen, geschweige denn essen!

Mein Mann und ich weilten kürzlich in einem grossen Hotel in der Schweiz in den Ferien.

Eines Abends freuten wir uns bei rassischer Musik aufs köstliche Mahl. Die Vorspeise kam – es wurde ein Vogel serviert ...

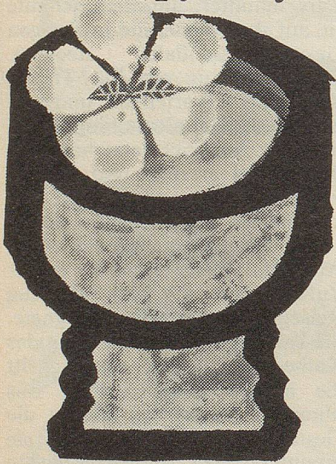
Wir starrten entgeistert auf den Teller; Ekel schüttelte uns. Wir liessen alles stehen! Verständnislose Blicke aus der Richtung des Nebentisches, wo «zarte Frauenhände» genüsslich den Vogel zerteilten und ihn zum Munde führten.

Sind wir in der Schweiz so übersättigt, dass wir zu solch ausgefallenen «Leckerbissen» greifen müssen? Wir wollen fürsorgend sein, alles hegen und schützen. Anscheinend gebrauchen wir nur schöne Worte, denen keine Taten folgen.

Waren wir zu zimperlich? Hätten Sie, liebe Nebi-Leserinnen, zugegriffen?

Auf alle Fälle war uns der Abend vergällt! *Hermine*

Fabelhaft ist Apfelsaft



ova **Urtrüeb**
bsunders guet